



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 238.

Mittwoch, 12. Oktober

1927.

(2. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

(Nachdruck verboten.)

Was man in Europa Privatleben nennt, spielt sich in Wettvreeden fast auf der Straße ab. Von vorn bis hinten stehen die Häuser offen; blankgeputztes, tadelloses Familienleben wird dem Volk oder dem Nachbarn demonstriert. Der Holländer sehnt sich selbst aus der Phantasiearmut der für wenige Jahre zusammengefausten Magazinmöbel heraus und starrt mit seinen müden Bureauaugen in das „vorüberbrausende Leben“.

Für Mevtouw de Ruyter gibt es keine Wechselbeziehung zwischen Straße und Veranda. Sie verbaut sich den Vorgarten mit dichten Schattensträuchern; ja wohl, die ganze Schleife der Einfahrt entlang stellt sie chinesische Blumentübel auf, und um ihrem exzentrischen Wesen die Krone aufzusetzen, verkriecht sie sich, wie eine Heze, die verschmitzte Gewebe spinnt, hinter das Haus und empfängt ihre Besuche dort. Doch ist das Garn harmlos, das sie spinnt, denn sie gibt einen Pensionsstich an sechs bis acht Leute, ohne sie gerade zu überfordern.

Eigentliche Quelle ihres Einkommens ist Blumenzucht. Zu jeder Gelegenheit in erreichbarer Nähe schüttet sie ihre Produkte. So hat sie nicht schlecht zu leben. Ihrem längst verstorbenen Mann hat sie eine Reihe verwegen blickender Söhne und bildschöner Töchter geboren. Bis auf Mevtouw Kehmerdill sind diese Töchter nach auswärts verheiratet; von den in Batavia ansässigen Söhnen ist Hendrik Lehrer in der „Stovia“, dem medizinischen Lehrinstitut für Eingeborene, und Peter Notar im Vorstand des „Indo-europäischen Verbandes“.

Kehmerdill durchschreitet den Gang zum Speisezimmer. Es ist lange her, daß er sich hier nicht mehr gezeigt. Ist die dümmrige Wohnung ohnedies schon vollgepflastert mit Europa-Möbeln der schlimmsten Periode — schon Mijnheer de Ruyter, der sein „van“ gegen ein „de“ eingetauscht, hat zu seiner Zeit einer eleganten Lebensführung gehuldigt —, so wirkt der Reichtum an Blumentöpfen vollends erdrückend. Auf jedem Mahagonibord, jeder Kredenz, jeder Kommode blitzt Messing, drängt sich chinesische Dutzendkeramik an deutsches Fabrikporzellan. Und diese Deckchen überall! Diese Amoretten in Perlstickerei! Dieser zerstörte Orient, der ihm entgegenquillt. Ha! Diese Oldrude. Orgien von Rosa unter Zephyrschleieren und „jüdischen Himmeln“! Und dazwischen wieder etwas Schönes, Echtjavanesches ... Qualvoll zwecklos.

Er muß eine Beklemmung überwinden, denn es steht ihm ein Kampf bevor mit Leuten, in deren Köpfen der Begriff „Behaglichkeit“ solche Form annehmen kann. Wind muß er hineinblasen in diese unsauberaltmodische Würde, das gespreizte Milieu der fünfundsechzigjährigen indischen Matrone. Wie kam es nur, zum Teufel, daß er dies vor zehn Jahren so wenig empfand! Er hat Antja herausgeholt und auf eigene Füße gestellt, doch es hat nichts geholfen; mit allen Fasern ihres Wesens ist sie hier hängen geblieben.

Er schreitet aus der Glastür in den Hintergarten. Auf der Treppe drängen sich Blumentöpfe, stapeln sich Kränze. In der feuchten Glut hier gedeiht ein Farben-

wirrwarr. Nabattensförmig geordnet strecken sich parallele Bambusgestelle in die Gartentiefe. An den Drähten hängen breitmaulige Bastkörbe oder schmelnde Rindenbündel voll weißer, gelber oder violetter Orchideen. Aus all dem quillt ein Duft, der Schwindel erzeugt; ein Gemisch von Humusmoder und penetranter Süße.

Als er das Labyrinth ganz durchdrungen, steht er vor einer Gruppe von Menschen, die unter dem Wellblechdach, am Beginn des asphaltierten Ganges zur Küche, Tee zu sich nehmen. Das erregte Gespräch verstummt flugs, als sie ihn sehen. Kehmerdill erkennt die gesamte in Batavia ansässige Familie. Aha, er soll also heute vor ein Tribunal kommen. — Peter und Hendrik sind breitschultrige Menschen mit massiv geschnittenen gutmütigen Gesichtern. Wären sie blond und weiß, sie würden als „Pioniergestalten“ aufsehen erregen. Die schwarzen Haare jedoch, die schlaffe Attitüde, das fahle Kaffeebraun der Hautfarbe, die weichen, entgleitenden Händedrücke sagen dem Kenner sofort, daß er es hier mit „Indos“ zu tun hat, mit Mischlingen, die mindestens zur Hälfte malaiisch sind ... Der Großvater de Ruyter hat sich seine Frau aus Soerakarta geholt, und da die dortigen Javanen Urabkömmlinge von Hindus sind, so ist es ja eigentlich (wie Kehmerdill damals meinte, als er Antja zu sich nahm) eine „aristische Familienangelegenheit“ gewesen ..

Diese Auffassung hat sich bei ihm verloren.

Als er Antja heute bei ihresgleichen sitzen sieht mit flammenden Augen, die mattweichen Hände im breiten Schoß geballt, wird ihm ihre Ähnlichkeit mit Brüdern und Mutter deutlich wie nie. Sie ist einfach die weibliche Ausgabe der hübschen, großen, schlaffen seisten Männer. Und während er sich kopfniedig niederläßt, denkt er blinzeld: „Das hat nun jahrelang neben mir gestanden, und ich hab es ertragen, wie ein schlechtes Bild im Zimmer. Das Bild gefiel mir anfangs; längst aber mußte es vom Haken herunter. Hier ist sie zu Hause.“

„Eh . . .!“ — Die Alte gibt ein zerborstenes Lachen von sich und reicht ihm ihre Hand hinüber, an deren verrunzeltem Mittelfinger ein dicker Schlangenring sitzt. Kehmerdill beugt sich vor und überwindet sich zu einem Handkuß. „Ist das auch noch eine Hand?“ denkt er. „Das ist ja ein Tschitschak!“ Die kleine Hand entgleitet ihm glatt und kühl, und nun reichen die Brüder ihre großen, warmen Händen herüber. Antja begrüßt ihn kaum. Mit hochgezogener Kopfhaut und großen Augen, die leblos, wie gemalt, im gepuderten Gesicht sitzen, starrt sie ihn an. Man lächelt von allen Seiten; überall trifft der Blick Kehmerdills auf sonnig gelüstete Gebisse. „Prächtige Zähne habt ihr“, denkt er verdrießlich. Er versucht zurückzuücheln, doch dieser schwache Abglanz wird von seinem hängenden Schnurrbart halb versteckt.

„Da ist er ja, der böse Mann!“ spricht die Alte endlich, und ihre Augen verkrüppeln sich hinter geschwollenen Lidern. Es gibt Schnitzereien auf Seifenstein, die ihr ähnlich sehen. Ein Wölkchen zieht über die Szene,

das Lächeln ringsum erlischt. Die Alte räuspert sich unterein und schlürft ein Schlückchen Tee, das nach Jasmin riecht. Sie bewegt den Kopf wie eine witternde Schildkröte.

Kehmerdill gibt sich einen Ruck, bietet Zigaretten an und bringt ein Gespräch in Gang. Man spricht über Politik. Peter, als "Vollholländer", verteidigt die Regierung und hat wenig Verständnis für "Home Rule". Hendrik jedoch schwört auf Limburg-Stirum und auf eine fortschrittliche christlich-ethische Innenverfassung". Sie schnauben und geraten sich darüber, unter großem Wortschwall und vielen Gesten, fast in die Haare. Kehmerdill wirft ab und zu ein Wort hinein, das beiden Standpunkten gerecht zu werden scheint. Er sitzt ja selber am Pulverfaß und hat kein Interesse daran, den Gegenzah zu schüren. Der "Vollholländer" Peter beschlägt ihn bedingungslos für sich; das fühlt er und spürt einen satten Geschmack im Mund. Immer heißt es "wir" dabei, oder "uns". — Plötzlich geschieht ein Knall.

Eingeschüchtert blickt man auf die Matrone. Sie hat wie ein Zeremonienmeister zur Eröffnung des offiziellen Teiles der Sitzung ihren Malakastock auf die Fliesen gestoßen. Ihr Kiefer schiebt sich vor, ihre Augen sind trüb glitzernde Rätsel.

"Wir sind nicht zusammengelommen", spricht sie mit wanlender Stimme, "um zu politisieren. Oder denkst du, Otto, es sei nur ein häbischer Zufall, daß meine Söhne zugegen sind? — Denkst du, ich hätte telefoniert, damit der Verkehr nicht einschläft?"

Kehmerdill paßt stark. "Ich habe Fieber, Mevrouw", erwidert er fast schmeichelnd. "Ich freue mich, daß Sie sich meiner erinnern. Eine Tee-Einladung ist nicht problematisch. Dass Peter und Hendrik hier sind, tut mir wohl, ohne mir den Kopf zu verdrehen." Die Männer schnalzen leise mit den Zungen und wiegen die schwarzen Scheitel.

"Ha! — Du willst es glatt und schön und bringst Handschuhe mit. — Wir wollen Tee trinken, gewiß. Wir lieben uns alle untereinander. Das ist doch so, nicht wahr, Otto?"

Kehmerdill schweigt. Er kratzt sich mit dem tabakgelben Nagel des Zeigefingers an der Rinne der Oberlippe.

Die Alte bewegt sich heftig im Korbstuhl; dieser kratzt. Sie hebt den Krückstock und deutet damit auf Antja. "Da sitzt deine Frau", spricht sie, und ihre Stimme geht modulierend in ein leises Kreischen über — da sitzt eine gebrochene Frau, Otto . . . und diese ist — meine Tochter!!"

Kehmerdill schweigt weiter. "Wer sind diese Leute?" muß er plötzlich denken . . . "Was wollen sie eigentlich von mir?"

Endlich sagt er kurz: "Sie erzählen da nichts Neues Mevrouw. Es scheint, man hat vor, theatrale zu werden. Also nehmen Sie kein Blatt vor den Mund."

Die Alte atmet stark. Ihre Zehen krümmen sich in den offenen, mit schillernden Metallplättchen bestickten Sandalen. Tastend streicht sie sich den Sarong glatt, den sie innerhalb des Hauses zu tragen pflegt — eine Ranken- und Blätteräffäre in Ziegelrot und Oster — und bringt die Hand mit ratlos bebenden Fingern an den mächtigen Schildpattkamm im Hinterkopf. Sie blickt um sich, aber die Söhne springen ihr nicht bei. Sie schnalzen nur wiederum leise mit den Zungen. Plötzlich sagt Antja: "Er hat keinen Respekt vor Ihnen, Mama. Dabei ist er aber fast noch höflich. Sie sollten ihn nur hören, wenn er . . ." Sie gerät ins Schäuden, und ihre gemalten großen Augen verschleiern sich.

Der Doktor begreift immer deutlicher die Harmonie in dieser Verschwörung.

"Wenn er was?" schnauft die Alte.

"Wenn er mich anfährt, Mama, ohne Grund und Sinn . . . Oh, er macht mit mir, was er will. Weil ich zugemommen habe, weil ich mit Djodok spiele, weil ich eine schlechte Hausfrau bin und seine Gäste nicht unterhalten kann. Weil ich ungebildet bin. Weil ich keine Kinder kriege." Dies alles stößt sie ruckweise hervor.

"Du hast vorhin gesagt, daß ich theatrale bin,

„Otto", beginnt die Alte nach unreinem Räuspern. „Du bist halbsoff . . . aber ich will dir ruhig erklären, was uns an dir nicht mehr gefallen will. Du besuchst uns nie. Vom Koningsplein zum Waterlooplein ist es nicht bis zum Ende der Welt. Auch deine Schwäger vernachlässigen du, besonders Hendrik, an dem dich doch gleiche Interessen fesseln . . . Und daß Antja keine Kinder kriegt, ist nicht ihre Schuld . . . Du näherrst dich ihr nie in zärtlicher Absicht, das ist es!"

"Ich habe keine Zeit, Mevrouw. Ich bin übermüdet."

"Seit zwei Jahren schlägt man dir vor, einen Assistenten zu nehmen. In Europa gibt es genug."

"Der Assistent kostet zweitausend Gulden Überfahrts- spesen und tausend Gulden Gehalt monatlich."

"Wenn ich an meinen seligen Cornelius denke, der hätte sich nicht besonnen. Der war großzügig . . ."

"Sie werfen mir Geiz vor, Mevrouw. Aber das ist es nicht. Ich kann es ja schaffen ohne Hilfe."

"Aber deine Frau, Otto, geht darüber zugrunde!" stößt die Alte höchst erregt hervor und deutet wiederum mit dem Krückstock nach der Tochter. — Kehmerdill sieht sich diese Frau an, die zehn Jahre neben ihm gelebt, mit ruhiger Abschätzung, als betrachte er ein Möbelstück. Das Fieber stimmt ihn gleichgültig und verhindert, daß er über sich selbst erstaunt. Das sanfte Karussell beginnt wieder; die ganze Gruppe auf ihren Korbstühlen bewegt sich sprunghaft nach links, und die alte Frau, über Meilen hinweg, aus fremder Sphäre, declamiert eine eingelernte Rolle. Es ist ja alles restlos logisch, was sie vorbringt. Aber kann dies animalische Geschöpf dort drüben, Antja, mit ihrer elsenbeinfarbenen Haut, mit ihren runden Armen, mit dem Doppelfinn und den rollenden indischen Augen wirklich „zugrunde" gehen? Die Vorstellung kommt ihm plötzlich spaßhaft vor. Er lacht.

"Damit hat es noch gute Weile, Mevrouw. Antja ist gesund und noch jung. Sie kann sich amüsieren, soviel sie will. Peter und Hendrik werden sich ein Vergnügen machen, sie ins „Des Indes" zu nehmen, oder ins „Koningsplein".

"Aber sie will mit dir gehen", spricht die Alte knarrend und mustert ihn aus ihren trüben Chinesenaugen. "Und sie will in die „Harmonie".

"Sie wissen selber ganz gut, Mevrouw", spricht Kehmerdill kühl, "daß das seine Schwierigkeiten hat. Selbst wenn ich Zeit und Lust hätte, — es gibt da gewisse Vorurteile . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Treulich geführt."

Nach Tagebuchaufzeichnungen wiedererzählt von G. Halm.

Zu Ende der dreihiger Jahre des vorigen Jahrhunderts war mein Großheim als Regierungsrat bei der Königlichen Regierung in Koblenz tätig. In dieser Eigenschaft hatte er einmal ein Gutachten in einer Angelegenheit auszuarbeiten, die die nicht allzuweit von Koblenz entfernten Fürstlich Wiedischen Besitzungen betraf. Es hatte nämlich ein Einbrecher auf einem seiner Raubzüge das Jagdschloß des Fürsten heimgesucht und vielerlei wertvolle Trophäen, Jagdpfrieme und Tafelgerät mitgehen lassen. Der Täter war in der Person eines gewissen Heidi ermittelt worden; man hatte ihm den Prozeß gemacht und ihn auf mehrere Jahre ins Zuchthaus geschickt. Diese Zeit war um, und man sah mit Unbehagen, ja, mit Schrecken dem Tage entgegen, da der entlassene Sträfling sein voriges Gewerbe wieder aufnehmen würde. Nicht ohne Grund befürchtete man, daß er die einsame Lage seines kleinen Häuschens mitten im Walde zur Begehung weiterer Verbrechen ausnützen könne, und man versah sich der schlimmsten Dinge von ihm. In solcher Not unterbreitete man dem Königlichen Oberpräsidium die Anfrage, ob es angängig sei, den Hecht zur Aufgabe seiner abgelegenen Wohnung zu zwingen und ihn in ein Dorf zu verflanzen, wo er unter den Augen der Obrigkeit ganz anders überwacht werden könne.

Mein Großheim bearbeitete die Sache sehr sorgfältig, kam aber zu dem Urteil, daß eine geistliche Handhabe zu einer solchen Zwangsmasnahme nicht bestehen, und sandte sein Gutachten in diesem Sinne an die Fürstlich Wiedische Verwaltung in Wied.

Einige Zeit später wollte es der Zufall, daß er in eben jene Gegend eine Revisionstreise antreten mußte. Ins-

besondere führte ihn sein Weg von Neuwied aus mehrere Stunden weit nach Haus Br. bei Linz, das er am Abend noch erreichen wollte. Man hatte ihm von Br. aus einen Knecht mit einem Pferde entgegengesandt, das er bestieg. So lange der Weg eben und gut gangbar war, hielt der Knecht Schritt mit dem Reiter, je mehr es aber in unwegsame Gebirgstäler, Schluchten und Wälder hineinging, Bäche zu überqueren galt und häufig Berg und Tal miteinander wechselten, um so mehr ermüdete der Fußgänger, blieb nach und nach zurück und war endlich ganz aus dem Gesichtskreis meines Großeheims entschwunden.

Mittlerweile war Dunkelheit aufgezogen. Drohende Wolken jagten am Himmel, lausende Windstöße gingen, einem fremden Atem gleich, durch die Büsche und weitschreitende manchmal mit plötzlichem Schlag Bündel von Zweigen klatschend auf das Pferd, das entsetzte Seitensprünge tat und den Reiter nicht selten in Gefahr brachte, gegen einen Baum geschmettert zu werden. Die im Anfang immer wiederschreckenden Ausblicke auf das Silberband des Rheins, den Krahnenberg und die Höhen von Andernach, auf die Tächer und Türe von Neuwied und Trich blieben aus. Rings sah er nichts um sich als Dornengestrüpp, wildes Dicicht und kümmerlichen Pfad durch Strauchwerk und Bäume, in denen der Sturm riss und zerrte. Nicht einmal mehr ein Glotzen verirrte sich bis zu ihm hinaus, und er überlegte, ob schon er ein unerschrockener und sehr gottesfürchtiger Mann war, bei sich, um wie viel weniger seine schwache Stimme gehört werden könne, wenn er in Gefahr kommen sollte.

Mit einem Mal erinnerte er sich auch der von ihm bearbeiteten Angelegenheit des in diesen Wäldern heimischen Buchthäuslers Hendl, und er bereute im stillen, den Knecht zurückgelassen zu haben, zumal er ohne Waffe war. „Du hast A gesagt, du mußt nun auch B sagen“, dachte er bei sich, zog den Hut fester in den Kopf und trieb das Pferd an. Doch war es ihm durchaus nicht unlieb, als an einer fast unwegsamen Stelle plötzlich der milde Schimmer eines Lichtes durch die Büsche brach und gleich darauf eine Waldhütte vor ihm lag. Erleichtert aufatmend ritt er heran, trahnte durch die Scheiben und sah einen Mann, offenbar einen Waldhütter, der auf einer Strohschüttung lag und zu schlafen schien. Er pochte ans Fenster, der Mann sprang auf, trat in die Tür und fragte nach seinen Wünschen. „Ich bin ein wenig in die Irre geritten“, sagte mein Großeheim, „bitte, sagen Sie mir, wie weit es noch bis Br. ist.“ — „Gut anderthalb Stunden auf dem nächsten Richtweg“, erwiderte der Fremde. — „Waret Ihr bereit, mich gegen ein gutes Trintgeld bis dahin zu begleiten?“ fragte der Ohm, und der Fremde, in dessen Einsamkeit Geld wohl selten seinen Weg finden mochte, sagte zu. Er zog nur schnell eine Kapuze über die sein Gesicht fast verbarg und jedenfalls einen trefflichen Schutz gegen Wind und Regen bot, und nahm einen derben Knotenstock aus der Ecke, dann brummte er: „Fertig; 's kann losgeh'n“, und trat neben das Pferd.

Dem Oheim, dem alle Räubergerüchten wieder einfielen, die damals das Land durchschwirrten, wurde beim Anblick des halbvermummten Gesellen nicht eben geheuer. „Du gibst dich“, so überlegte er bei sich, „hier mitten im Walde, bei dunkler Nacht, fern allen Menschen, in die Gewalt eines dir ganz fremden Mannes, der dich führen kann, wohin er will. Es heißt auf der Hut sein.“ So nahm er sich denn vor, seinen Führer keine Minute aus dem Auge zu lassen und ihn beim geringsten verdächtigen Zeichen sofort über den Haufen zu reißen. Er hieb ihn des engen Weges halber mit seiner Laterne vorangehen, was jener auch mürrisch brummend tat. Auf den Knotenstock gestützt, vom hin- und herschwankenden Lichtchen seiner Laterne und den Schatten der Büsche zu einer phantastischen Riesengestalt verzerrt, schritt der Fremde vor dem Reiter her. Dazu waren seine Gewohnheiten nicht eben die angenehmsten. Einmal wies er mit dem Knüppel auf einen lichten Platz, in dessen Mitte eine Eiche stand, und erklärte grinsend, daß sie früher die Misseläter aufgehängt worden, die die Fürsten von Wied beim Jagdstrevel und anderen Verbrechen betroffen hätten. Dann wieder zeigte er in ein Tannendickicht und erzählte mit einem gewissen Schmunselnden Wohlbehagen, dort habe man vor einigen Jahren einen Wiedischen Oberförster erschossen aufgefunden. „Wer 's getan hat, weiß man nicht“, fügte er an, „der Kerl läuft heut noch herum.“ — „Vielleicht war's der Hendl“, entfuhr es meinem Großeheim. — „Der Hendl, der Hendl“, murmelte der andere scherhaft, warum soll's der Hendl gewesen sein? Weiß nicht, glaub's nicht, der Hendl saß wohl um diese Zeit in Numero Sicher, Herr.“ Man querte eine über die Höhe führende, entsetzlich zerstörte Landstraße, die dicht am Abgrund vorbeizog. Der sonderbare Führer wies mit seinem Stock da hinunter und sagte: „Schen Sie da, da ist vor ein Stükker drei Jahren eine Postkutsche hinuntergerollt, 's mag schön gerumpelt haben, als der Wagen mit den alten Kleppern losfießte da hinunterrollte. 's sollen

auch ein paar tot gewieven sein, sagt man.“ Mein Großeheim, dem es in seiner Haut ungemütlich genug war, verbat sich weitere Erzählungen dieser Art, der Führer grinste, läßt durch die Zähne und sagte: „Na, denn nichts für ungut, — kommt ich's wissen, daß der Herr sich fürchtet?“ und verstimmt nun ganz. Er ging nur immer mit riesigen Schritten vor dem Reisenden her, Abhänge hinauf und hinab, durch Schluchten, Steinschründe, Gebirgsbäche, und war in seinem Schweigen ebenso unheimlich wie zuvor in seinen Reden. Endlich blieb er am Rande eines Gehölzes stehen, wies mit seinem Stock auf ein in der Entfernung aufscheinendes Licht und sagte: „Das ist Haus Br., wenn's dem Herrn gefällig ist.“ Mein Großeheim, der im dunklen Walde nicht seinen Beutel ziehen wollte und zudem nicht gewußt war, durch wie viel Hohlwege und Wasserläufe der Weg noch führe, ersuchte ihn, ihn nun auch ganz bis dahin zu bringen. Mürrisch erklärte der Wegweiser: „Wie Sie wünschen, Herr, obwohl ich's nicht gern tu'. Man will doch auch seine Ruh' haben.“ Er ging wieder vor ihm her und brachte ihn bis zu dem Gehöft. Ein wildes Geheul von Hunden empfing sie, eine Tür ward aufgetan, ein freundliches Licht leuchtete in die Dunkelheit. Der Reisende trat ein, er ward erkannt, begrüßt. Inzwischen stand sein Führer beiseiteten zur Seite. Er zählte ihm den Lohn auf den Tisch, der Fremde strich sein Geld ein und entfernte sich mit hastigem Gruss.

„Herr Regierungsrat“, fragte ihn der Hausherr, „wo ist denn mein Knecht?“ — „Zurückgeblieben“, erwiderte mein Ohm. — „Und warum haben Sie den Führer genommen?“ — „Nun“, sagte er lachend, „das will ich Ihnen gestehen: Ich fühlte mich nicht sicher in diesen Wäldern, ich habe da fürsichtlich die Sache Hendl bearbeitet, und ich muß offen sagen: dem Kerl hätte ich nicht im Dästern und allein begegnen mögen. Zum Glück habe ich da einen zwar ungemütlichen, aber doch anscheinend zuverlässigen Führer gefunden, der mich sicher und unbeschadet hergebracht hat.“ — „Das muß ich Ihnen sagen“, entgegnete ebenfalls lachend der Hausherr, „den besten Führer haben Sie erwählt, den Sie finden konnten, das war ja gerade der Hendl!“

Das Mädchen mit der Sammelbüchse.

Von E. van Lidth de Jeude.

Sie war etwas unansehnlich, eher häßlich als hübsch, ihr fehlte jede Anmut und Eleganz. Niemand beachtete sie, man sprach niemals von ihr, aber es gibt etwas, das schlimmer ist, als daß schlecht über ein Mädchen gesprochen wird, und das ist, wenn überhaupt nicht über sie gesprochen wird. So war es schon in der Schule, so war es stets geblieben, auch jetzt, da sie ihr gleichmäßiges, ereignisloses Leben bei Vater und Mutter dahinlebte.

Das sie bei der Strahnenkollette mithalt, verdankte sie einer früheren Mitschülerin — Freindinnen hatte sie nicht — die sie dazu überredet hatte. Sie fühlte sich zu überrumpt und verlegen, um schnell eine Ausrede zu finden, und nachdem sie einmal zugesagt hatte, konnte sie nicht mehr zurück. Sie hatte noch daran gedacht, sich am letzten Tage frank zu melden, aber selbst zu einer solchen Lüge fehlte ihr die Initiative. Und so stand sie nun auf der zugigen Brücke mit ihrer Sammelbüchse und bettelte im Dienste der Wohltätigkeit. Viel Geschick bewies sie dabei nicht, sie ließ sich leicht abspeisen, sie genierte sich, den Leuten die Büchse lange entgegenzuhalten, sie war schüchtern und ungewandt, wenn sie einem Herrn eine Papierblume auf den Revers seines Jackets hesten sollte.

Überdies war es ein kalter Herbsttag und auf der Brücke zog es immer unangenehmer. Ein Stückchen weiter sammelten zwei hübsche liebenswürdige Mädchen, anscheinend Schwestern, in netten Kostümen mit kurzen Röcken, und die schnappten ihr alles weg. Sie konstatierte dies ohne Reid; sie wußte ja, daß sie nicht schön oder anziehend war. Sie fühlte, wie ihre Wangen vor Kälte blass wurden und ihre Nase immer röter, und sie empfand eine starke Neigung, fortzulaufen und die fast leere Büchse nur in Gottesnamen abzuliefern.

Und gerade als dieser Gedanke wieder heftig in ihr auffam, sahen ihre Augen, die vor Kälte und Verzweiflung stränten, „ihm“ die Straße herauskommen, gerade auf ihre Brücke zu.

„Er“ war der stille Held ihrer Träume, denn auch häßliche Mädchen haben romantische Träume, viel romantischere oft als schöne Mädchen sie haben. Sie war nie mit ihm zusammengetroffen, aber eines Abends, vor Jahren, hatte ihr Vater ihr einen jungen Mann im Theater gesehen und begeistert seine geschäftliche Tüchtigkeit und schnelle Karriere gerühmt. Und sie hatte sich eingebildet, daß er sie angesehen hätte, nicht einmal, sondern mehrmals an diesem Abend.

Das war auch durchaus möglich, denn gutaussehende Männer lassen manchmal ihre Blide über hässliche Frauen gleiten; es regnet ja auch für Gute und Böse. Nach diesem Abend fuhr sie noch einige Male mit ihm in derselben Tram, und wieder glaubte sie, daß er sie angesehen hätte.

Ein stiller Roman war das für sie geworden, viel aufregender als alle Romane, die wirklich erlebt werden.

Und nun kam ihr Held gerade auf den Platz zu, wo sie im Dienste der Wohltätigkeit bettelte. Er war nicht allein; aber sein Begleiter war lange nicht so groß und stattlich wie er, dachte sie. Sie wollte ihm die Büchse entgegenhalten und bitten, und wenn er dann gab — und daran zweifelte sie nicht, da sie wußte, daß er aufrichtig war —, dann würde sie sein schönes Gesicht ganz dicht in der Nähe und lange anlehnen können und auch seine tiefen grauen Augen, den lachenden Mund mit den blickenden Zähnen, die ganze stattliche Erscheinung ...

Jetzt stand er auf der Brücke, und sie trat ihm ängstlich und doch hastig entgegen.

„Gewiß, gewiß!“ antwortete er auf ihre gestammelte Bitte, er öffnete sein Taschentuch und holte aus der Westentasche eine Banknote, die er diskret in die Büchse gleiten ließ. „Stellen Sie mir nur die Blume an!“ sagte er noch, während seine Augen ihr zulachten.

Sie tat es, und ihre Finger zitterten dabei. Dann zog er sehr höflich den Hut und gefüllte sich wieder zu seinem Freunde, der langsam weitergegangen war.

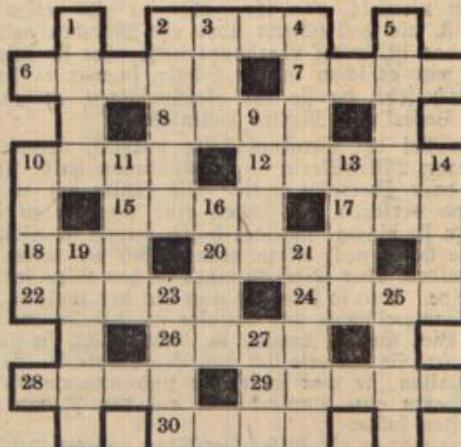
Es war wie eine magnetische Kraft, die das hässliche Mädchen noch ein Stück Wegs mit dem hübschen Manne mitsog, bis zum Ende der Brücke, und wenn diese Kraft nicht gewesen wäre, würde ihr auch der folgende Dialog erspart geblieben sein.

Der Freund sagte: „Ich will noch mit meinem Obolus warten, bis ich ein hübscheres Mädchen mit einer Sammelbüchse treffe.“

Und darauf antwortete er mit seiner sympathischen, vornahmen Stimme: „Nein, ich suche mir immer die hässlichsten aus. Die sind einem viel dankbarer.“

(Berechtigte Übertragung aus dem Holländischen von Willi Blochert.)

Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 2. Haustier. 6. Juristischer Ausdruck. 7. Musikwerk. 8. Inhaltlos. 9. Fürwort. 10. Männername. 12. Italienischer Dichter. 15. Figur der griechischen Sage. 17. Nordische Münze. 18. Arifel. 20. Inset. 22. Fläche. 24. Griechische Gottheit. 26. Musikalisches Instrument. 28. Stadt in Westfalen. 29. Muse. 30. Brennmaterial. — Senkrecht: 1. Klebstoff. 2. Stadt an der Saale. 3. Nibelungen-gestalt. 4. Weiblicher Name. 5. Einkommen. 9. Stadt in Holland. 10. Planet. 11. Kohlenmarke. 13. Fluss bei Eßendorf. 14. Liebesgott. 16. Verbrecher. 17. Wie 17 wagerecht. 19. Tageszeit. 21. Monat. 23. Biblische Person. 25. Europäer. 27. Flüssiges Fett.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 232: Wagerecht: 1. Pirat. 5. Nil. 7. Van. 9. Enu. 11. Star. 14. Ebbe. 17. Alabaster. 19. Los. 20. Ich. 21. Semmering. 26. Wega. 27. Voge. 28. Gig. 30. Alt. 31. Alt. 32. Asten. — Senkrecht: 2. Inn. 3. Ale. 4. Oval. 6. Bube. 8. Ara. 10. Met. 12. Tasse. 13. Bauer. 15. Brigg. 16. Elf. 18. Ehe. 22. Euge. 23. Mai. 24. Ill. 25. Note. 29. Gas. 30. Ute.

Hygiene und Heilkunde

Gesundheitsregeln für Raucher. Dem Amtlichen Preußischen Preßdienst wird vom Reichsausschuß für hygienische Volksbelehrung geschrieben: Das Rauchen ist heutzutage eine in allen Schichten der Bevölkerung weit verbreitete Sitte, der Männer und Frauen oft geradezu mit Leidenschaft huldigen. Das der Tabak bisweilen ein wertvolles Genussmittel darstellt, ist ebenso bekannt wie die Tatsache, daß das Rauchen nicht selten gewisse gesundheitliche Gefahren in sich birgt. Die gesundheitlichen Schädigungen lassen sich indessen bis zu einem gewissen Grade einschränken durch Beachtung von Vorschriften, wie sie kürzlich eine spanisch-medizinische Zeitschrift veröffentlicht hat: 1. Niemals milden Tabak, der möglichst wenig Nikotin enthält. 2. Das Rauchen ist schädlich bei all denjenigen Menschen, die an schlechter Verdauung leiden und an Bronchial- oder Lungenkatarrh neigen, ganz allgemein bei allen denjenigen, bei denen der Genuss der Zigarette übermäßige Speichelabscheidungen hervorruft. Das Rauchen ist erlaubt bei allen denen, die viel reisen, gut und viel essen oder geistig und künstlerisch arbeiten. 3. Der Tabak muß trocken geräucht werden. Das Papier der Zigarette soll aus reinen Fasern bestehen ohne Verwendung von Leim. Solches Papier hinterläßt beim Verbrennen nur minimale Rückstände. 4. Gesundheitsschädlich ist das Rauchen mit nüchternem Magen oder kurz vor dem Zubettgehen. 5. Unzweckmäßig ist das Rauchen während einer körperlichen Übung (Ballspiel, Laufen, Radfahren usw.). 6. Ein wichtiges und wertvolles hygienisches Vorbeugungsmittel ist die Anwendung des Mundstücks für Zigaretten und der Pfeife für den Tabak. 7. Um die schädlichen Wirkungen des feuchten Tabaks und des warmen Rauches zu vermeiden, ist die Verwendung einer Zigarettenpfeife zweckmäßig. Raucht man ohne Spülre, so empfiehlt es sich, die Zigarette wegzurichten, sobald man mehr als die Hälfte geräucht hat. 8. Es ist schädlich, die Spülre der Zigaretten zu kauen, weil dadurch die Speichelabscheidung vermehrt wird und die Schleimhäute der Lippen und der Zunge gereizt werden. 9. Rauchen durch die Lunge oder durch die Nase ist unter allen Umständen gesundheitsschädlich. 10. Um Zähne und Mund rein und frisch zu erhalten und die örtliche giftige Wirkung des Tabaks möglichst zu vermeiden, ist Gurgeln mit geeignetem Gurgelwasser und Zahnpulpa zweckmäßig und notwendig.

Scherz und Spott

Mißverständnis. Der Bauerntößel, der zum erstenmal in der großen Stadt ist, sieht einen prachtvoll gesärbten Pavagei an einem Fenster. Er klettert hinauf, um ihn zu fangen. Der Pavagei sieht ihn scharf an und sagt: „Was wünschen Sie?“ Tößel zieht erstaunt seine Mütze und stottert: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich dachte, Sie wären ein Vogel.“

Ausgesperrt. Die amerikanischen Sonntagsblätter sind bekanntlich außerordentlich umfangreich, daher der folgende Witz: „Die Smiths konnten nicht in ihre Wohnung rein, als sie aus den Ferien kamen.“ Was war denn los, hatten sie die Schlüssel verloren? „Nein, sie hatten vergessen, die Sonntagsseite abzubestellen.“

Wink mit dem Zahnfisch. Lange Zeit sahen sie schweigend. Dann fragte er nervös: „Woran denkt du jetzt?“ Man sah ihm an, daß er etwas sagen wollte und nicht den Mut fand. Sie errötete, rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her und plakte dann heraus: „Du mußt den Antrag machen und doch nicht ich.“

Der Höhepunkt. „Meines Mannes Liebe ist unbegrenzt“, schwärzte die junge Frau. „Sie geht wohl sogar so weit, daß er ist, was du kost?“ fragte ihre Mutter. „Das ist noch gar nichts“, erwiderte sie stolz, „aber er gibt nicht zu, daß ich es esse.“

Einfaches Rezept. „Was soll ich denn bei Kleptomanie nehmen?“ fragt die Patientin den Arzt. „Nichts“, erwidert dieser.

Ein interessantes Thema. Der Astronom, der einen Vortrag über Sonnenflecken gehalten hat, trifft eine bekannte junge Dame, die ihm ihr größtes Bedauern ausdrückt, daß sie nicht den Vortrag hören konnte. „Interessieren Sie sich denn so für Sonnenflecken?“, fragt er verwundert. „Aber gewiß doch“, ruft sie aus, „ich leide doch so sehr an Sommerproßen.“